

Jeden dritten Tag tötet sich ein Jugendlicher

Die Zahl der Selbstmorde in der Schweiz ist im letzten Jahr markant gestiegen: Jeden Tag töten sich fünf Menschen. Besonders betroffen sind Jugendliche: Bei den 18- bis 25-Jährigen ist Suizid die Todesursache Nummer 1. Andere Staaten stecken viel Geld in die Suizidprävention – der Bund unternimmt wenig bis nichts. *Von Christine Brand*

Sie nennen sich «Kinder der Nacht» oder «verlorene Seelen» und treffen sich virtuell und anonym im Internet: Junge Menschen, die an ihren Problemen zu ersticken drohen. In Foren und Chaträumen auf sogenannten Suizid-Homepages finden sich ihre Einträge zu Hunderten. Mal auf offen zugänglichen Seiten, mal in geschlossenen Zirkeln. «Die Räume werden immer enger, es fehlt die Luft zum Atmen, alles drückt mich zu Boden, es zieht mich runter», schreibt eine junge Frau, die sich Mailuna nennt, im «Suizid-Forum» und fragt: «Warum immer wieder fallen, wozu immer wieder aufstehen?» Im weltweiten Netz vertrauen sich Jugendliche in ihrer Krise wildfremden Menschen an, finden einen Ort, wo sie zwar gehört werden, aber oft nicht wirklich Hilfe erhalten. Sie meinen, des Lebens müde zu sein und keinen anderen Ausweg zu sehen, als es zu beenden.

Zu viele von ihnen tun es. Die Zahlen sind erschreckend. Und alarmierend: Letztes Jahr haben in der Schweiz gemäss der neusten, noch nicht publizierten Kriminalitätsstatistik 1800 Menschen Suizid begangen. Jeden Tag 5 ausgelöschte Menschenleben. 20 Prozent mehr als 2006. Zum Vergleich: 2007 starben in der Schweiz im Strassenverkehr 384 Menschen. Die Jugendlichen sind besonders betroffen: Bei den 18- bis 25-Jährigen ist Selbstmord die mit Abstand häufigste Todesursache. Jeden dritten Tag setzt ein Mensch zwischen 12 und 25 Jahren seinem Leben ein Ende.

Gesucht: Suizidpartner

Dass sich suizidgefährdete Jugendliche im Internet austauschen, ist ein neues Phänomen. «Die Auswirkungen sind noch wenig erforscht», sagt Urs Hepp, der stellvertretende Chefarzt der Psychiatrischen Dienste Aargau (vgl. Interview). «Solche Suizidseiten können aber sehr gefährlich sein.» Zum Beispiel dann, wenn die Jugendlichen über todsichere Methoden diskutieren. Oder sich zum gemeinsamen Sterben verabreden: «M, 18, sucht mindestens eine Person für den letzten Schritt aus diesem Leben», schreibt ein junger Mann namens «Black Vamp» in seiner Internet-Kontaktanzeige.

Für Barbara Weil ist das Internet Fluch und Segen zugleich. Weil ist die Geschäftsführerin des Vereins Ipsilon, einer privaten Initiative zur Prävention von Suizid in der Schweiz, und bestätigt, dass im Internet Absprachen zum Suizid stattfinden. «Uns sind Fälle bekannt, wo sich Jugendliche nach Vereinbarung im Internet in verschiedenen Ländern zur gleichen Uhrzeit das Leben nahmen», erzählt sie. Oder von Jugendlichen, die gemeinsam in den Tod sprangen, ohne sich zuvor gekannt zu haben. Es gebe gar Homepages, auf denen Hilfesuchende regelrecht angestachelt würden, es endlich zu tun. «Gleichzeitig ist das Internet aber auch eine geeignete Plattform für niederschwellige Hilfsangebote», sagt Barbara Weil.

In der Westschweiz landen Fälle, die mit einem Hilferuf im Internet beginnen, nicht selten im Centre d'Etude et Prévention du Suicide (CEPS), in der einzigen Klinik zur Behandlung, Vorbeugung und Erforschung von Jugendsuizid in der Schweiz.

Es ist Mittwochmorgen, 8 Uhr 15. Das Sitzungszimmer trägt die Nummer 007 und liegt im Untergeschoss des rosafarbenen Genfer Herrschaftshauses. Hier diskutieren die fünf Psychologinnen und Psychologen des CEPS an ihrer Wochensitzung die Neueingänge: eine Familie, die sich nach dem Suizid des Vaters professionell begleiten lässt. Ein Mädchen, das in der Schule zusammengebrochen ist und dessen Lehrer sich an das Zentrum wandte. Und eine 18-Jährige, die eine Überdosis Tabletten geschluckt – und überlebt – hat.

Hohe Rückfallgefahr

Die junge Frau wurde in der Notfallstation des CEPS aufgenommen. Acht Betten gibt es dort. Anders als im normalen Spital werden hier nach einem Suizidversuch nicht die körperlichen, sondern die psychischen Wunden behandelt, die oft viel tiefer gehen. «Die Gefahr, dass sich jemand nach einem Suizidversuch das Leben nimmt, ist zwanzigmal höher als bei den anderen», sagt die Psychologin Maja Perret-Catipovic, die das Zentrum leitet.

Die Jugendlichen werden rund um die Uhr betreut. Einbezogen in die Therapie werden auch die Angehörigen. Einen Monat lang können die Jugendlichen stationär bleiben. Die Therapie dauert oft viel länger an.

Die meisten Jugendlichen, die sich das Leben nehmen möchten, leiden laut Maja Perret-Catipovic an einer Depression. «Das Problem ist, dass diese Krankheit in der Adoleszenz oft nicht erkannt wird.» Komme ein Erwachsener ständig zu spät zur Arbeit und beklage Schlafmangel, dann rate man ihm, zum Arzt zu gehen. «Einem

Jugendlichen, der deswegen zu spät zur Schule kommt, sagt man, er müsse früher zu Bett gehen.» Oft seien es familiäre oder schulische Probleme, die Jugendliche, die bereits zerbrechlich seien, vollends zu zerstören drohten.

Bei Stefan Lange war es Liebeskummer. Tiefster Liebesschmerz. 14 Jahre ist es her, er war Ende seiner Zwanziger, aber «emotional auf der Ebene eines Teenagers», wie er selbst sagt. Der Verlust der ersten grossen Liebe warf ihn vollends aus der Bahn und nahezu aus diesem Leben. «Ich hatte emotional keine Chance, zu reagieren und diesen Dingen sinnvoll zu begegnen.» Jetzt sitzt Stefan Lange im Restaurant Les Arcades im Hauptbahnhof Zürich und zieht an seiner Zigarette. «Nie wieder», sagt er, «möchte ich so etwas noch einmal durchmachen.»

Tabletten, in Unmengen

Stefan Lange ist ein Überlebender. Trotz akribischer Vorbereitung misslang sein Selbstmordversuch. Tabletten hatte er geschluckt, in Unmengen, kombiniert mit einem Magenmittel, damit er nicht brechen musste. Weil er schon in den Wochen zuvor extensiv Tabletten konsumiert hatte, reichte die Dosis nicht aus. «Damals war die Vorstellung, überlebt zu haben, schrecklich», sagt er. Heute ist er froh. Nach jahrelanger Therapie steht er solid im Leben. Unter dem Titel «Drei Monate und ein Tag» hat er seine Geschichte in Buchform veröffentlicht. Das Schreiben war Teil der Therapie. «Heute», sagt er, «geht es mir gut.»

Warum das Ende einer Ferienliebe eine derart zerstörerische Wirkung auf ihn hatte, kann Stefan Lange nicht schlüssig erklären. Die intensiven Gefühle zu der Frau hätten bei ihm Belastendes aus der Vergangenheit an die Oberfläche gebracht. «Das Schlimmste war, dass ich wusste, dass es mir dreckig ging, ich aber nicht in der Lage war, Hilfe zu suchen, geschweige denn, Hilfe zuzulassen», erzählt Stefan Lange. «Diese Krankheit war unberechenbar, da ich sie nicht sehen konnte. Ich war total von ihr durchdrungen.»

Stefan Lange ist einer von vielen. Laut Studien versucht jeder zehnte Schweizer mindestens einmal im Leben, dieses selbst zu beenden. Etwas mehr als 10 000 Suizidversuche werden jährlich polizeilich registriert, konservative Schätzungen gehen von 20 000 Suizidversuchen aus. Dies fordert nicht nur menschlich einen hohen Preis: Suizide und Suizidversuche verursachen in der Schweiz jedes Jahr volkswirtschaftliche Kosten von rund 2,5 Milliarden Franken. Auffallend ist: Es nehmen sich dreimal mehr Männer das Leben als Frauen – bei den Suizidversuchen ist das Verhältnis jedoch umgekehrt. Während ein Drittel der Männer, die sich umbringen, zur Schusswaffe greift, schlucken die meisten Frauen eine Überdosis Tabletten: Ihre Überlebenschance ist grösser.

Auch in Genf sind es fast nur Mädchen, die im Notfallzentrum des CEPS aufgenommen werden. «Wir haben

kein Mittel, den Knaben zu helfen, wir erreichen sie nicht», sagt die Leiterin Maja Perret-Catipovic. Trotzdem: Seit es das CEPS in Genf gibt, ist die Suizidrate im Kanton gesunken. Maja Perret-Catipovic glaubt, dass dies unter anderem auf ihr Zentrum zurückzuführen ist. «Auch weil allein durch unsere Existenz und unsere Aktionen die Leute sensibilisierter sind.»

Kein Geld vom Bund

Das CEPS in Genf ist ein Vorzeigeprojekt. Finanziert wird es durch eine private Stiftung. Vom Bund gibt es kein Geld: Da Suizid eine Tat und keine Krankheit ist, sieht er keine rechtliche Grundlage, sich in der Suizidprävention zu engagieren. «Es ist absurd», sagt Maja Perret-Catipovic. Der Bund investiert zwar jedes Jahr 1,13 Milliarden Franken in die Gesundheitsprävention, aber in die Prävention von Suizid fliesst davon praktisch nichts. Dabei machen es andere Länder vor: In vielen Staaten laufen nationale Programme zur Suizidprävention, wie dies die Weltgesundheitsorganisation fordert. Schottland zum Beispiel, fast gleich gross wie die Schweiz, investiert jährlich 10 Millionen Franken.

In der Schweiz sind derzeit verschiedene Vorstösse hängig, die ein Engagement des Bundes fordern. Mit dem Ziel, die Suizidrate – sie ist eine der höchsten der Welt – zu senken.